

GREG F.  
**GIFUNE**

Die  
Einsamkeit  
des Todbringers

Aus dem Englischen von Michael Weh

**FESTA**

Die amerikanische Originalausgabe *Blood in Electric Blue*  
erschien 2009 im Verlag Delirium Books.  
Copyright © 2009 by Greg F. Gifune

Copyright © dieser Ausgabe 2011 by Festa Verlag, Leipzig  
Titelbild: iStockphoto.com  
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-86552-098-2

*Für meine Mutter und meinen Vater*



»Und manchmal, wenn ich an einem seltsamen Ort erwache, ähneln meine Erinnerungen an die Reise, die mich dorthin geführt hat, tatsächlich den wunderbaren und oftmals unglaublichen Erinnerungen an einen Traum.«

Patrick Roscie, *Die verschollene Oase*



# PROLOG



Nachts sieht der Ozean anders aus. Geheimnisvoller. Gefährlich.

Trotz der kühlen Luft treibt eine Nebeldecke sanft an der Oberfläche. Das Wasser bewegt sich langsam, aber gleichmäßig, die Flut strömt gierig auf das Festland zu. Ein kleiner Strand trennt das Meer vom Ufer. Hinter dem Wasser und dem dichter werdenden Nebel lugen durch einen dunklen Schleier die Umrisse von Gebäuden und das schwache Schimmern der Stadtlichter hervor.

Dicht unter den Wellen, wegen der Dunkelheit und des Nebels kaum zu erkennen, bewegt sich etwas lautlos auf die Küste zu. Verborgen im schattigen Wasser der Nacht, weder Fisch noch Mensch, taucht es dennoch mit der Anmut und der rohen Kraft eines großen Hais vorwärts. Eine Kreatur, die sich ihren Weg durch den Ozean mit einem Selbstvertrauen bahnt, das Raubtieren vorbehalten ist, die seit Millionen von Jahren keinen natürlichen Feind haben.

Etwas, das einer menschlichen Hand ähnelt – die Finger sind lang, gekrümmt und mit Schwimmhäuten versehen – dringt an die Wasseroberfläche und streift aus Versehen die letzte Boje vor der Küste. Die Glocke an ihrer Spitze schepert und halt durch die Dunkelheit, der einzige Laut in einer ansonsten geradezu unheimlich stillen Nacht.

Während es sich dem Ufer nähert, wird das Wasser flacher, und seine Füße berühren den Boden. Seine Zehen finden in dem feuchten, dunklen Sand Halt. In einer einzigen fließenden und gebieterischen Bewegung richtet es sich ganz auf und sein Körper bricht durch die Wasseroberfläche. Von den Armen und dem Oberkörper tropft Salzwasser, an seinem Torso hängen Seetang und Unrat.

Das Mondlicht ist schwach, aber selbst inmitten der Schatten ist es offenkundig, dass das Wesen eine Metamorphose von einem Meeresbewohner zu einer Kreatur durchgemacht hat, die besser für das Leben an Land geeignet ist.

Die klauenartigen Hände und Füße mit den Schwimmhäuten sind verschwunden, ebenso die schwarzen Augen, der missgestaltete Kopf, die glatten Ohren, der Schwanz, die Schuppen und die Kiemen. Von all dem ist nichts mehr zu sehen, menschliche Merkmale sind an seine Stelle getreten.

Das Wesen geht auf den Strand zu, wischt dabei den Tang vom Körper und wirft ihn zurück ins Meer. Auch die Abfallreste entfernt es von seinem nackten Körper. Sein Gang ist eindeutig feminin und verführerisch. Als es seinen Kopf schüttelt, löst sich sein Haar und fällt über die nun zierlichen, weichen Schultern. Lange, nasse Haarsträhnen hängen über großen Brüsten, die in dem dämmrigen Licht kaum zu sehen sind.

Es bleibt stehen und nimmt einen Augenblick lang seine Umgebung in sich auf. Die Nase zuckt. Der Blick ist starr. Der Kopf ist gebeugt, während es lauscht und wahrnimmt. Der Nebel wabert umher und bewegt sich wie Rauch, der das Wesen umschlingt. Dabei ist es nicht mehr nötig, sich zu verstecken. Sollte jemand das Wesen jetzt sehen, würde er nichts anderes als eine nackte, äußerst attraktive Schwimmerin erblicken.

Dies ist der Ort, denkt es. Denkt *sie*. Dies ist der Ort, nach dem ich gesucht habe. Hier hält er sich auf. Irgendwo dort draußen zwischen den wenigen Lichtern der ansonsten dunklen Stadtlandschaft wartet derjenige, für den sie gekommen ist. Im Moment ist ihr nur kaum bewusst, was er ist, was sie ist, was geschehen wird. Was geschehen *ist*.

Seinetwegen.



**EINS**



Er kauert in der Dunkelheit der Einzimmerwohnung, starrt auf die einzelnen Flecken, die das Mondlicht auf die Fußbodenleiste und den Rest des Raums wirft, als wären sie dort strategisch verteilt worden, und schenkt dem Albtraum keine weitere Beachtung. Ihm kommt der Gedanke, dass es keinen direkten Ausweg aus der grauenhaften Sackgasse ihres Lebens gibt. Er fährt sich mit den Händen über den Kopf und stößt auf Haarreste, die verfilzt und feucht von Schweiß sind. Zwischen seinen Fingern fühlen sie sich trotz der kühlen Luft klamm und schmierig an. Eine Stelle an seinem linken Mittelfinger brennt. Sie ist rau und aufgekratzt, so, wie sie aussehen würde, wenn er die letzten paar Stunden damit verbracht hätte, den Finger gegen eine grobe Oberfläche zu reiben. Er streckt seine Arme aus und zwingt sie damit, den Schein des Mondlichts zu durchkreuzen. Im Gegensatz zu dem hautlosen Kreis an seiner Fingerspitze ist die blasse Haut seiner Arme von kobaltblauen Adern wie ein Netz überzogen.

Cyanblaues Blut.

Als Nächstes bemerkt er ein dünnes, goldenes Armband an seinem rechten Handgelenk und erinnert sich an eine Bar von vor so vielen Jahren und einen Haitianer namens Roscoe, der ausgerechnet einen silbernen Vorderzahn hatte. Dignon hat das Armband unter den vielen ausgewählt, die Roscoe in seinem Koffer mit sich trug, und gekauft. Weniger als eine Woche später starb Roscoe in der Gasse hinter der Bar. Die Überreste seines Koffers und seiner glitzernden Schmuckstücke lagen um seinen zusammengebrochenen Körper herum verteilt oder trieben auf Regenströmen dahin, die in die nächsten Abflussrinnen liefen. Dignon kann sich gut daran erinnern, wie Roscoe auf den glänzenden Pflastersteinen lag. Sein Mund war geöffnet und mit Speichel verklebt.

Die Tür zum Badezimmer öffnet sich, künstliches Licht

breitet sich im Rest der Wohnung aus, was das Gleichgewicht zwischen Mondschein und Dunkelheit mit der Subtilität einer Faust ruiniert, die durch eine Rigipsplatte schlägt. »Wer ist da?«

Wilma trippelt mit theatralischer Geste und einer Choreografie ins Zimmer, die Bob Fosse stolz gemacht hätte. Sie trägt nur eine Strumpfhose und wirkt wie immer sowohl gequält als auch mürrisch. Sie hat ein großes, weißes Badetuch um ihre Brust gebunden. Die Augen sind geschminkt, das Gesicht ist gepudert und bemalt. »Wen hast du denn erwartet?«, fragt sie. »Rosencrantz und Guildenstern?«

Die Toilettenspülung läuft, und Barry tritt als nächster aus dem Badezimmer. Er fummelt noch an seinem Reißverschluss rum. »Hallo Dignon, ich wusste gar nicht, dass du hier bist.«

Dignon nickt ihm mit geringstmöglicher Begeisterung zu.

Wilma knipst eine Lampe an. »Meine Güte, Dig, was findest du bloß an der Dunkelheit? Ich hätte mir das Genick brechen können.«

»Es gibt Schlimmeres«, murmelt Barry.

Wilma wirft ihm einen finsternen Blick zu, irgendwie sehr verletzt. Sie drückt eine Hand flach gegen das Handtuch und hält es fest. Ihre Fingernägel sind neonpink. »Das ist nicht lustig!«

»Nein«, sagt Barry und bewegt sich auf die Küche zu, »wirklich nicht.«

Dignon greift nach einer Flasche Bier, die in dem Schatten auf dem Boden neben ihm verborgen ist, führt sie an die Lippen und nimmt einen tiefen Schluck. Dann bemerkt er Wilmas nicht vorhandene Haare. Er deutet mit der Flasche auf sie.

»Was ist, mein Lieber?« Ihre Hände wandern zu ihrem Kopf, und sie flattert verlegen mit den Wimpern. »Oh! Hast du meine Blonde gesehen?«

Er zeigt auf die Köpfe aus Styropor, die an der gegenüberliegenden Wand auf dem Bücherregal nebeneinander aufgereiht sind. Die Köpfe sind mit Perücken in verschiedenen Farben und Haarschnitten bedeckt. »Da, ganz am Ende, die ist blond.«

»Ich brauche die Platinblonde, Dig. Heute Abend ist Platinnacht, ich brauche ...«

»Zieh einfach *irgendwas* an«, schnappt Barry.

»Warum musst du das in so einem gemeinen Ton sagen?«

Barry nimmt sich ein Bier aus dem Kühlschrank, macht es auf und trinkt davon. »Ich sage alles genau so, wie ich es meine. Man nennt das *aufrechtig sein*.«

»Ich habe keine Zeit für Streitereien. Ich muss bald im Club sein.«

»Entspann dich«, sagt Barry mit einem höhnischen Lachen. »Es kümmert eh keinen.«

»Das ist ... Wie kannst du so etwas Abfälliges sagen?«

»Ich verstehe einfach nicht, warum ihr alle so eine Show machen müsst.«

»Entschuldige, hast du gerade gesagt: ›ihr alle‹?«

»Jetzt komm mir nicht politisch korrekt. Du weißt schon, was ich meine.«

»Nein, sag es mir.«

»Gibt es ein ungeschriebenes Gesetz oder ein Kapitel im Handbuch, das besagt, dass alle Dragqueens, Transvestiten und Transsexuellen so und so viele Stunden auf der Bühne verbringen und Playback zu Liedern von Streisand und Garland singen müssen?« Barry schaut auf der Suche nach Bestätigung zu Dignon, bekommt aber keine. »Ich bitte dich, steh zu dem, was du bist. Aber nur weil du dich mit Pailletten behängst, Schuhe mit hohen Absätzen und eine Perücke trägst, heißt das noch lange nicht, dass du *Talent* hast. Können wir das ein für alle Mal festhalten?«

Ihre Stimme klingt distanziert, als hätte sie plötzlich an

etwas anderes gedacht, als sie erwidert: »Ich bin eine Kellnerin. Ich habe nie behauptet, echtes Talent zu haben. Ich mache es nur zum Spaß. Außerdem trete ich nur auf, wenn jemand unerwartet ausfällt. Das weißt du auch.«

»Auftreten! Oh Mann ...«

»Es ist nun mal ein Auftritt. Wie soll ich es sonst nennen?«

»Dazu mache ich lieber keinen Vorschlag.«

Wilma tut so, als würde sie Barry ignorieren, und geht durch das Zimmer zu dem Bücherregal. Sie begutachtet ihre Perücken, legt einen langen Fingernagel in das Grübchen neben ihrem Mund und schmolzt übertrieben. »Sei nicht so ein unerträglicher Miesepeter.«

»Du solltest ein Wort wie *unerträglich* nicht benutzen, Willie. Es passt nicht zu dir.«

»Na gut. Sei nicht so ein beschissener Miesepeter. Passt das besser zu mir?«

»Ja, allerdings.«

»Endlich mach ich's richtig, nach all den Jahren, Gott sei Dank!«

»Manchmal bist du so eine kleine ...« Barry bringt so etwas wie ein Lächeln zustande und lehnt sich ein Stück in die Richtung vor, in die seine Bierflasche zeigt. »Tja, ich wollte *Fotze* sagen, aber das wäre so echt wie dein Singen.«

Wilma wirbelt mit der Anmut eines tollwütigen Eiskunstläufers in seine Richtung zurück. »Ich gebe mir wenigstens Mühe. Du sitzt auf deinem hohen Ross und meinst, zu allem deine Meinung abgeben zu müssen.«

Sein Lächeln verschwindet. Mit seinen spitzen Gesichtszügen, der zum Afro frisierten Dauerwelle und seiner großen Figur, die dünn wie eine Bohnenstange ist und in einem glänzenden grauen Anzug und einem schwarzen Hemd mit offenem Kragen steckt, sieht er aus wie aus einer Siebzigerjahre-Disco geflüchtet. Doch trotz seiner eher komischen Erscheinung hat er etwas eindeutig Gewalttätiges an sich.

»Lassen wir es einfach auf sich beruhen, ja?«

»Und es gefällt mir nicht, wenn du trinkst. Du wirst dann – ich weiß nicht, wie ich es besser sagen soll – unangenehm.«  
Sie dreht sich zu Dignon um. »Und *du* solltest wegen deiner Medikamente überhaupt nicht trinken.«

»Ich habe die Antidepressiva nicht mehr genommen. Sie sind zu stark.«

»Aber hat dir der Doktor nicht gesagt, dass ...«

»Durch sie fühle ich mich wie ein Verrückter.«

»Warum quälst du dich so, Dig? Du bist ein guter Mensch, du bist ...«

»Ich bin ein Lieferant.« Dignon trinkt das Bier aus und wirft vorsichtig die leere Flasche durch den Raum. Sie hüpfte über das ungemachte Bett. »Und nicht einmal mehr das.«

»Ich muss heute Nacht wohl doch noch die Bettwäsche wechseln.«

»Alles langweilig.« Barry kippt den Rest seines Bieres in sich rein, knallt die Flasche auf die Arbeitsplatte und schnappt sich einen langen Regenmantel, der neben ihm über einem Stuhlrücken hängt. »Ich hau hier ab«, sagt er und rutscht in den Mantel.

»Sehen wir uns im Club?«, fragt Willie.

»Heute nicht.« Er geht auf die Tür zu und grüßt Dignon im Vorbeigehen lässig. »Bis dann, *Dig-Man*.«

»Tschüss.«

Sie folgt ihm zur Tür. »Rufst du mich später an?«

»Mal sehen«, antwortet Barry, und dann ist er verschwunden.

Dignon wartet eine Weile ab, bevor er fragt: »Wovor hast du am meisten Angst, Willie?«

Die Frage holt sie in die Gegenwart zurück. Sie wendet sich von der Tür ab und konzentriert sich wieder auf die Perücken. »Wahrscheinlich Veränderungen. Ich bin ein Gewohnheitsmensch.«

»Ich habe vor dem genauen Gegenteil am meisten Angst. Vor der Möglichkeit, dass mein Leben nie anders sein wird als jetzt, in diesem Moment.«

»Du hast mich nur gefragt, damit du selber eine Antwort geben kannst.«

»Du bist eine von den ganz Schlaunen.«

»Hör auf mit der düsteren Stimmung, du hattest eine schlechte Phase, das ist alles.«

»Eine schlechte Phase? Ich bin zweiundvierzig Jahre alt.«

»Das ist unmöglich«, keucht sie. »Dann wäre ich vierundvierzig. Schau mich doch an, ich kann unmöglich auch nur einen Tag älter als fünfundzwanzig sein.«

Er lacht nicht, obwohl beide froh wären, wenn er es täte. »Ich will gar nichts groß Besonderes. Das wollte ich noch nie. Ich will bloß ... nicht *das hier*.«

»Aber so ist das Leben manchmal, mein Lieber. Wir wollen das, was wir nicht haben. Das fette Mädchen will dünn sein, und das dünne Mädchen will ein paar Pfund zulegen. Das Mädchen mit den großen Titten will kleinere, und das Mädchen mit den kleinen Titten möchte größere. Die Blondine will eine Brünette sein und die Brünette eine Blondine. Und die Rothaarige – *also nun*, über die Rothaarige könnte ich dir einiges erzählen ...«

»Und manchmal wollen Leute bloß jemand komplett anderes sein?« Er steht mühsam auf. »Manchmal müssen sie etwas anderes sein, irgendwas anderes als das, was sie sind. Als das, was sie sich eingeredet haben.« Dignon stützt sich mit einer Hand an der Wand ab und fährt sich mit der anderen über die Stoppeln auf seinen Wangen, dem Kinn und dem Hals. »Stimmt's?«

»Manchmal ist das so.«

»Auch, wenn es nur für kurze Zeit ist.«

»Ja, Dig, auch, wenn es nur für kurze Zeit ist.«

Er schließt die Augen, spürt, wie eine Träne hervorschießt

und über sein ganzes Gesicht läuft. Sie bleibt an seinem Kiefer hängen, baumelt dort kurz und fällt anschließend in die Dunkelheit.

Er ist neidisch.

»Manchmal fühle ich mich, als ob alles auseinanderfallen würde. Als ob ich bald nicht mehr alles zusammenhalten könnte. Als könnte es jeden Moment in tausend Stücke zerspringen.«

Irgendwo draußen schreit jemand, und eine Autohupe dröhnt.

»Du führst so ein einsames Leben«, sagt ihm Willie. »Du musst mehr rausgehen und ein bisschen leben.«

»Du wohnst auch alleine.«

»Aber ich habe ein Sozialleben. Außerdem habe ich Barry.«

»Barry«, stöhnt Dignon.

»Hey, fang gar nicht damit an, ja? Falls du ihn besser kennenlernen würdest, könntest du vielleicht ...«

»Er behandelt dich wie ein Stück Scheiße. Und falls er dir jemals etwas antun sollte, schwöre ich bei Gott, dass ich ...«

»Wir reden hier über dich, nicht über Barry. Und er würde so etwas nie tun. Ich lasse mir eine Menge bieten, aber so was nicht. Das weißt du.« Willie kratzt sich mit einer feingliedrigen Bewegung ihres neonfarbenen Fingernagels im Mundwinkel. »Du hast eine Menge durchgemacht«, sagt sie, »aber du bist nicht alleine. Du hast mich, und ich liebe dich.«

»Ich liebe dich auch.« Dignon schaut unbeholfen auf den Boden. »Aber du weißt doch, was ich meine.«

»Ja, das weiß ich. Es war alles schon ziemlich hart für dich, und dann kam noch die Sache mit Jackie Shine hinzu, und ...«

»Darüber will ich nicht reden. Nicht heute Abend. Okay?«

»Ich mein ja nur, dass du eine Menge um die Ohren hast, aber du lebst, Dignon, du lebst. Und solange du lebst, hast du eine Chance.«

»Eine Chance worauf?«

»Auf Glückhichsein, du dummer Junge.«

Eine Zeit lang sagt niemand etwas.

Schließlich fragt Wilma: »Worüber denkst du nach?«

Dignon macht sich nicht die Mühe, seine Augen zu öffnen. Er ist sich nicht sicher, ob das nur auf die Angst zurückzuführen ist. »Roscoe. Ein Mann, den ich mal kannte. Er hat Schmuck aus seinem Koffer heraus verkauft. Ich kannte ihn nicht besonders gut, wir gingen öfters in dieselbe Bar. Eines Tages starb er. Er hatte einen schweren Herzinfarkt und brach in der Gasse hinter der Bar zusammen. Abgesehen von ein paar Totenwachen dann und wann hatte ich noch nie zuvor eine Leiche gesehen. Seine sah ich durch Zufall. Ich trat in die Gasse, um zu pinkeln, und da lag er dann. Ich weiß noch, wie ich mich fragte, warum Roscoe auf dem Boden liegt. Ich dachte, er sei besoffen und dort eingeschlafen. Dann sah ich in seine Augen und wusste, was los war.«

»Wie furchtbar«, flüstert Wilma. »Diese Geschichte hast du mir noch nie erzählt.«

»Es ist jahrelang her, als ich noch mit Lisa in New York gewohnt habe. Aus irgendeinem Grund habe ich mich heute an seine Leiche erinnert, die in dieser Gasse auf dem Boden lag. An sein Gesicht und wie es aussah. Dieser tote, starrende Blick, leblos und unbeweglich. Sogar im Tod sah er noch überrascht aus, als könnte er nicht glauben, was ihm zugestoßen war. Manchmal denke ich an ihn und daran, wie er ... wie er an diesem Tag aufgestanden ist, sich aus dem Bett rollte, seine Hosen, Socken und Schuhe anzog, wie er seine Zähne putzte und sich duschte, frühstückte, seine Waren sammelte und in seinen Koffer packte und dann das Haus verließ ... und keine Ahnung hatte, was ihn dort draußen erwartete. Dass in ein paar Stunden alles vorbei sein und er tot auf einem schmutzigen Betonboden liegen würde. So ist es Jackie Shine ergangen. So ergeht es

uns allen, wir tun nur so, als ob es nicht so wäre.« Er öffnet seine Augen und sieht in Wilmas mitleidsvolles Gesicht. »Ich habe geglaubt, so etwas müsste ich nie wieder miterleben. Ich hätte es besser wissen sollen. Es ist, als ob ich eine Art Magnet des Todes wäre.«

»Sag so etwas nicht.«

»Es stimmt, oder? Von Anfang an war ich so.«

»Hör auf, du bist nichts dergleichen.« Willie schlingt die Arme um ihren Körper, wodurch das Badetuch ein Stück an ihren Beinen hochrutscht. »Du hast einfach zu viel Zeit, um rumzusitzen und dir über diese morbiden Sachen Gedanken zu machen. Das ist nicht gesund, Dig. Vielleicht solltest du wieder zu deiner Arbeit zurückgehen und ...«

»Dorthin gehe ich niemals zurück.«

»Dann musst du anfangen, dir darüber Gedanken zu machen, was du mit dem Rest deines Lebens anfangen willst. So wie jetzt kann es nicht ewig weitergehen.«

Er nickt grimmig. »Ich weiß.«

Wilma kommt nahe genug an ihn heran, um mit ihrem Daumen die Reste der Träne von seiner Wange zu wischen. »Alles wird gut«, sagt sie mit einem sanften Lächeln. »Du wirst schon sehen.«

Dignon gibt seinem Bruder einen Kuss auf die Wange und verschwindet leise durch die Tür.